

gewesen, denn sie hatte sie still gemacht. Nur der Stille findet Zeit, in sich zu leben. Und wer gelernt hat, die Augen zu senken, der ist auf die Spur des Lebenszweckes gekommen. Den zu finden oder ihm wenigstens nahe zu kommen, ist die einzige Mühe, um die es wert ist, zu leben.

Still war sie geworden, voll zarter Rücksicht gegen ihre Mitmenschen, und doch kehrte sie gegen diese meist eine rauhe, härtevolle Stimme heraus. Das war eben ihre Rücksicht. Ihre geheimnisvolle Gabe, dem Volksstamm der Lausitz nur selten eigen, war den Dörflern natürlich nicht verborgen geblieben. „Sie hat Anzeichen,“ hieß es, womit man meinte, der Tod gibt ihr ein Zeichen, wenn er in der Nähe einkehren will. Erst lachte der Zweifel hinter ihr her, dann lief ihr die Neugierde ins Haus. Die kam aber bei Gusstils Verschlossenheit nicht auf ihre Rechnung. Da versteckte sich bald die Furcht vor ihrem Kommen. Jeden, den ein halbwegs ernster mitteilvoller Blick ihrer Augen traf, hielten die Leute für dem Tode verfallen.

Darum mußte sie ihre Augen härten wie ihre Worte. Just, wo sie daher oft rücksichtslos erschien, war sie am rücksichtsvollsten.

Es war Hochsommer. Im Hofe stand ein vollbeladener Erntewagen. Die reifen Garben strahlten würzigen Duft bis in die Stube, in der die greise Mutter am geöffneten Fenster saß. Sie rollte immer wieder den Faden von dem Knäuel Erinnerung auf. So saß sie, bis die Dämmerung die Natur in Schlaf hüllte. Auch sie ward davon umspinnen. Wo blieb aber Gusstil? Die Greisin harnte und harnte, aber die Tochter kam nicht.

Da zog ein fernes Ahnen durch der Alten Herz. „Wie Gott will,“ sprachen leise ihre Lippen und ihre Hände falteten sich zum Gebete.

Ganz leise drehte sich die Tür in den Angeln, und Gusstil trat geräuschlos herein. Aber der Mutter Herz fühlte, was den Ohren verborgen war.

„Gusstil.“ „Ja, Mutter.“

Durch die wenigen Worte drang der ganze Kummer einer lieben Seele, die den Abschied nahe sieht, an der Mutter Herz. Aber hinein konnte er nicht, denn der Engel des Friedens stand vor dem Eingange. Der ließ die Greisin also reden:

„Gusstil, sorg' dich nicht! Was du gesehen hast, sehe ich auch in mir. Meine Zeit ist um, und sie war köstlich, denn sie ist Mühe und Arbeit gewesen. Mach mir den Abschied nicht schwer! Wir zwei sehen uns schon wieder.“

Gusstil kniete erschüttert nieder und barg das tränenschwere Gesicht in der Mutter Schoß. Da legte die Greisin ihre zitternden Hände auf der Weinenden Kopf und gab ihr leise den letzten Segen.

So verharrten sie beide lange. Die Hände wurden schwerer und schwerer. Einmal ging ein leiser Ruck durch der Alten Körper. Da legte Gusstil sanft die kalten Hände der Toten zusammen und stand auf.

Die ganze Nacht saß sie der Entschlummerien gegenüber, und der Tod ließ sich ins Gesicht schauen. Darob versiegte der Lebenden Tränenquell und machte ihr Herz still und froh. Sie hatte gelernt, über das hinauszuschauen, was die Menschen Tod nennen, und wußte, der Tod ist ein Tor in neues Leben. Das liegt düster und drohend vor dem, der von stetem Umschauen blind geworden ist und seine Füße mit dem Blei eitlester Wünsche beschwert hat, aber goldene Türme strahlen dem entgegen, der im getrosten Vorgehen das Auge der Seele schärft, daß er hindurchsieht durch das dunkle Tor.

In jener Nacht hat das alte Mädchen den Wert ihres Schicksals erkannt.

Die heiße Glut eines Sommertages flimmerte auf den Dächern des Dörfleins. Durch die schwere Luft spann der Sommer lautlos still silberne Fäden. Die schwammen feidig durch das heiße Flimmern und sangen ein heißes Lied von kahlen Feldern und bunten Wäldern.

Mitten durch die Hitze des Sommernachmittags zog schon das Borahnen künftigen Bergehens.

An dem „Neumhof“ — nein, so heißt er gar nicht mehr, schon seit zwanzig Jahren nicht mehr; Färber heißt der gegenwärtige Besitzer und das Gut darum der „Neum-Färberhof“, an den also lehnt sich auf der Feldseite ein kleines, einstöckiges Holzhüttlein. Die kleinen Schiebefensterchen gucken verträumt auf die Kornpuppen hinaus. Das Dachstroh hängt dem Häuslein weit über die Stirn. In dem kleinen Vorgärtchen nicken volle Sonnenrosen auf hohen Stengeln wie im Schlafe. Auf einem Fenster Sims liegt eine schwarzweiße Kage und blinzelt mit kleinen Augen in die Sonne. Das Ganze liegt da wie ein Traum.

Und noch jemand träumt in die warme Erntelust hinein mit müden, versonnenen Augen, die kaum noch empfänglich sind für die bunten Dinge der Welt. Das ist ein altes, gebücktes Weiblein, das auf einer Bank an der Haustür sitzt, die Hände lässig in dem Schoße. Die Zeit der Saat ist vorbei. Die Ernte hat begonnen. Die Sonnenstrahlen wärmen die salzreiche Haut der Alten. Die Sonnenrosen läuten ihr ein Lied vor. Das hat keine Worte, aber ein inniges, süßes Klingen.

Da tobt die Jugend mit dem Schulranzen an dem kleinen Auszugshäuschen vorüber. Aber die Augen des alten Weibleins folgen ihr nicht, sie schauen weit in endlose Fernen.

„Die Zeichen-Gust,“ rufen einige halblaut und stoßen sich mit dem Ellbogen an. „Laßt sie schlafen!“ beschwichtigt einer. „Doch, sie hat ja die Augen auf,“ spricht ein kleines Mädchen verwundert. Der Angeredete meint altklug: „Das macht sie immer so, hat meine Mutter gesagt. Sie schläft mit offenen Augen.“

Ein anderer tat ganz geheimnisvoll: „Sie sieht aber dabei mehr als alle anderen Leute.“

„Woher denn?“

„Das hat meine Mutter gesagt.“

Die Jugend war wieder außer Hörweite, war's auch immer gewesen für das Weiblein auf der Sonnenseite. Erst wie sich das Rädchen vom Fensterbrett schlich, sich auf der Bank dehnte und streckte, um sich schließlich auf der Alten Schoß zu betten, besann die sich auf die Umgebung. Nur allrählich begriff sie die Wirklichkeit, denn die Gedanken mußten einen weiten Weg zurückgehen, bis sie eins waren mit dem alten, müden Leib.

Sie blieb aber still auf ihrem Plätzlein sitzen. Was sollte sie weiter beklagen. Hier draußen konnte sie dem Summen der Bienen lauschen, die sich bei den Leukoyen zu Gast luden; hier konnte sie dem Zuge der Wolken folgen, hier war das Reich ihrer Träume.

Als hinter den blauviolettten Bergen die goldene Sonne zur Küste gegangen war, als am Abendhimmel Zinnen und Türme einer hochgebauten Stadt im goldenen Scheine der verschwundenen Sonne glühten, setzte sich das Weiblein hinter den Ofen zur Dämmerstunde. Die Finsternis hängte die Fenster zu, und in dem Stübchen wob die Einsamkeit still ihre Fäden.

Die Greisin fühlte, wie ein tiefer, heiliger Frieden in ihr Einzug hielt. Ihr ward so leicht, als könne sie Wolken gleich entschweben. Das Bewußtsein des alten hinsäuligen Körperleins war ganz verschwunden. Ihr Auge sah in schöne, mattblaue Farben, die in dünnen Schleiern vor ihr wogten. Hinter ihnen schimmerte es goldig durch wie Strahlen einer Sonne. Da teilte sich der glänzende Schleier. Etwas Seltsames, Niegeschautes, schwebte vor ihr. Es war ein Kopf mit silbernen Flügeln zu beiden Seiten. Er trug ihre Flügel und doch auch wieder nicht. Es waren weder die Flügel ihrer Jugend, noch die ihres Alters und dennoch ihre eigenen; aber verklärt von himmlischem Glanze strahlten sie in der Schöne der ulerlosen Ewigkeit.

Das herrliche Bild schwand allmählich in die Ferne. Die graue Wirklichkeit trat in ihr Recht.

Da entkleidete sich die Greisin und suchte ihr Lager auf. Zwei Tage lag sie, die Hände gefaltet, in den Augen himmlischen Glanz.

Am Morgen des dritten Tages lag nur noch ein kalter Leib auf Erden. Sein Bewohner war durch das Tor des Freundes Tod in ein neues Leben geschritten.